

Deutschsprachige Autoren über Irland (8)

Moritz Hartmann: Dublin – eine eroberte Stadt

Als Moritz Hartmann im Juli 1850 den Boden Dublins betrat, war die Glanzzeit der georgianischen Hauptstadt um ein halbes Jahrhundert vorbei. Der britische Unionsakt vom Jahr 1800 hatte das Dubliner Parlament aufgelöst und damit die Stadt in die Provinzialität und ökonomische Abhängigkeit zurückgestoßen. „Eines der traurigsten Monumente in Dublin“, bemerkte Hartmann, „ist das ehemalige House of Commons, wo einst doch wenigstens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit seinem Gelde herrscht. Denn das House of Commons ist in die Bank umgewandelt.“ Unter den Einheimischen erlebte Hartmann eine Armut, die nicht mal in den Judengassen deutscher Städte annähernd ihresgleichen hatte. Der zum Himmel schreiende Kontrast zwischen den repräsentativen Prachtgebäuden der englischen Oberherrschaft und den dazwischenliegenden Elendsvierteln sprang ihm sofort ins Auge: an einer Stelle das Royal Hospital Kilmainham, wo die englischen Soldaten ein behagliches Alter verlebten, und gleich daneben Gegenden, die man in der Nähe einer großen Stadt für unmöglich halten sollte. „Hütten, aus vier lehmigen Wänden zusammengeklebt, die kaum das verfaulte Dach zu tragen imstande sind, bilden ganze Gassen. Fenster gibt es hier fast keine – die Türen, die unmittelbar aus der einzigen Stube, aus welcher das ganze Haus besteht, auf die Gasse führen, stehen ewig offen, um Licht und Luft einzulassen, und zeigen die ganze ungeheure Ärmlichkeit des Innern. Von Betten fast nirgends eine Spur – an den Wänden hier und da ein Brett als Bank befestigt, zwischen zwei Planken nahe an der Decke einiges Geschirr, im Winkel der kupferne Teekessel – das ist der ganze Hausrat einer oft zahlreichen Familie. Diese lebt meist auf der Gasse, da sie sich, in der Stube versammelt, kaum bewegen könnte. Vor den Türen spielen schmutzige, halbnackte Kinder, bei ihnen oft die Mutter, die, das Kinn in beide Hände gestützt, gedankenlos in die Welt sah.“

In den Randgebieten durchstreifte Hartmann solche über Nacht hochgeworfene Barackenstädte, in der Stadtmitte Straßen von eleganten georgianischen Reihenhäusern, die die Gentry an Immobilienmakler veräußert hatte und die nunmehr als Mietskasernen dienen. „Ein solches Haus faßt oft mehrere Hunderte von Bewohnern, die in ihren Lumpen mit den hohen, geräumigen, pompösen Stuben und Sälen mit den Überresten von Pracht und Wandmalereien und Möbeln sonderbar und traurig genug kontrastieren. – Wir gingen durch die hohen und dunklen Gassen hin, über die Totenstille gebreitet war, welche nur dann und wann von einem unter freiem Himmel Schnarchenden unterbrochen wurde. Nach einigen Schritten schon erkannten wir, daß wir uns am besten in der Mitte der Gasse hielten, da wir an den Seiten oft über die Schläfer, die auf Türschwellen und Treppen gelagert waren, stolperten und die Armen um ihren vielleicht einzigen Trost brachten, um den Schlaf.“

Wie andere deutsche Reisende vor ihm staunte auch Hartmann über die Kleidung der armen Iren. Schon auf dem Verdeck des Schiffes von Liverpool nach Dublin hatte er einen Irländer beobachtet, der die eigene Jacke zu flicken versuchte, wahrscheinlich, um seine Heimatinsel zu ehren. „Aber die Arbeit war umsonst. Wo seine Nadel einsenkte, riß das morsche Zeug, und es entstand ein neues Loch. So arbeitete der arme Kerl mit bewunderungswürdiger Ruhe den ganzen Nachmittag.“ Hartmanns Beschreibung der Zustände landläufiger Bekleidung läßt einen beim Gedanken an das irische Klima frösteln. „Höchstens der zehnte Mann, dem man begegnet, ist anständig gekleidet. Von den andern haben gewiß sieben kein Hemd an; wenn sie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, so verraten es doch unzählige Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ja, ich habe unendlich viele gesehen, die mehr nackt waren als bekleidet. Das schöne Märchen von dem persischen Könige, der das Hemd des Glücklichsten brauchte, überall nachsuchen ließ und endlich den Glücklichsten ohne Hemd fand, ist hier ein doppeltes Märchen, ja ein Hohn. Diese ausgehungerten, vertierten Gestalten sind soweit gekommen, daß sie überhaupt keines Glückes mehr fähig sind; rachitisch geboren, wachsen sie hungernd auf und sterben an der Auszehrung.“

Die Schuld für diese Zustände gibt Hartmann nicht etwa, wie schon manch englischer Kommentator es getan hatte, der angeblichen Arbeitsscheu der Irländer, sondern den entfremdenden Ausnutzungsmethoden des englischen *laissez-faire* Wirtschaftssystems: „Der Irländer ist kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um sich sein tägliches Brot zu verdienen. Aber er tut es gern mit Heiterkeit und sträubt sich gegen die vertierende Anstrengung, die der Engländer verlangt. Hat er nicht recht darin? Sind wir wirklich nur da, um zu arbeiten, oder sind wir vielmehr da, um zu leben? Wäre die Arbeit gerecht verteilt, ich meine, jedem müßte noch Raum und Zeit genug zum Lebensgenusse bleiben. So aber, wie sich England und die moderne Welt die Sache eingerichtet haben, müssen allerdings Millionen am Pfluge, an den Maschinen, in den Minen verdumpfen und zugrunde gehen, damit einige wenige in gänzlicher Untätigkeit dahinschwelgen können. Die Natur, welche die Wahrheit ist und welcher der Irländer nahesteht, sträubt sich in ihm gegen diese Ausbeutung und Verdampfung.“

Das erschütternde Elend von Dublin in der Zeit nach der Hungersnot war umso einprägsamer, weil es sich mitten in einer Umrahmung der köstlichsten Natur befand. Hartmann machte einen Ausflug mit der Eisenbahn nach Kingstown (jetzt Dun Laoghaire) – „eine der schönsten Fahrten, die man machen kann“ – und dann weiter mit einer von Luftdruck betriebenen Schmalspurbahn nach Dalkey und Killiney am Ufer der Dubliner Bucht entlang. „Die Nähe des Meeres wirft seinen Glanz



zurück auf die Hügel, die Bäume und Büsche neigen und beugen sich im Morgenwinde, kreisende Möwen streichen über den Weg, der noch zu ihrem Gebiete gehört – über den Wassern begegnen sich die Klänge der Sonntagsglocken aus Kingstown und Dublin – in den Gärten zwischen Büschen und Lauben sitzen Väter, Mütter und Kinder beim Frühstück und schwingen uns zum Gruße Hüte und Tücher – auf den Spitzen der Hügel stehen überall einzelne Masten, die dem Sonntag zu Ehren Flaggen wallen lassen.“ Den Anblick von der Killiney-Höhe aus über das Tal von Shanganagh nach Wicklow nannte Hartmann einen der schönsten, erhabensten der Welt. Alles mache den Eindruck tiefen Friedens, möglichen Glückes. Die Phantasie baue leicht säulengetragene Villen auf, zaubere ohne Anstrengung Rebengelände auf die Abhänge, ja sogar Oliven und Mandelbäume und Pinien, denn alles atme dort südliche Belebungs-fähigkeit. „Die Bai ist wie alles in Irland, wie die Menschenangesichter, denen man die Fähigkeit zum Glück, zur Heiterkeit, wie die Felder, denen man unbenutzte Fruchtbarkeit ansieht. – Alles könnte hier schön sein, wenn das nur der ‚liebe Nächste‘ wollte.“ Gemeint war damit England.

Dieses verhängnisvolle Joch abzuwerfen schien Hartmann, der selber ein Jahr davor am badischen Aufstand gegen die heranrückende preußische Armee teilgenommen hatte, der revolutionäre Geist der Jungirländer des 1848er Aufstandes eher in der Lage zu sein, als die reformatorischen Bestrebungen Daniel O’Connells, der 1847 erfolglos gestorben war. „Gewisse Punkte gibt es, an denen angelangt die Geschichte sich mit Reformen und friedlichen Agitationen nicht be-

gnügen kann; die Mitchells und Smith O’Brien sind in ihrer Zeit ebenso berechtigt, wie der alte Dan in seiner war.“ In dem „Alpengebirge von Elend“ erblickte Hartmann einen ewigen Stoff zur Rebellion aufgeschichtet, in den Slumbewohnern ein unsterbliches Heer für die Revolution. Diesem Leiden, das England seit Jahrhunderten gesät habe, sei nicht abzuhelfen, dieser Krebs nicht mehr auszuschneiden; er werde weiter fressen und zerstören, vielleicht sogar England mit. Aber noch seien die Engländer in Irland Eroberer. „Überall gewährt Dublin den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge, auf Schritt und Tritt begegnet man rotgeröckten Scharen. Überall stehen Kasernen von ungeheurer Größe, und das Kastell in der Mitte der Stadt ist ein wahres Zwing-Dublin. Die Policemen, die Sie in London so sehr als Diener des Publikums bewunderten, sind hier ebenso vollkommene Polizisten wie auf dem Kontinent; die meisten tragen dicke Stöcke und sind rau und unfreundlich. Das Volk jagen sie vor sich her, wie man Vieh treibt; bei Arrestationen werfen sie den Arrestanten nieder und stoßen und schlagen ihn. – Schon in London, als ich einst einem Policeman Vorwürfe machte über sein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er schlug und kneipte, antwortete er mir kurz: ‚Bah, it is an Irish girl‘.“

Hartmann verstand selbst die Architektur, die Denkmäler und Straßennamen Dublins als Instrumente der imperialistischen Strategie, die einheimische Kultur durch eine aufoktroierte auszumerzen: „Auch Straßen und Häuser zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein englisches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geschichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geschichte sei. Die meisten Straßen, nur die ältesten ausgenommen, tragen berühmte englische Namen. Die Moore Street ist die einzige, die einen irischen Namen neueren Datums trägt. Sonst sieht man Grafton Street, Cumberland Street etc. Letztere nach jenem Edlen genannt, der an der Spitze der blutigen Orangemen Hetzjagden auf Irländer anstellte (...) In der schönen Sackville Street (jetzt O’Connell Street) steht Nelson auf seiner Säule, und vom Phönixparke aus beherrscht eine Pyramide mit den Namen der Wellingtonschen Schlachtfelder die Stadt. Beide Helden hätte Irland lieber geschlagen als siegreich gesehen. Aber was hilft’s? England behandelt Irland wie schlechte Erzieher ein Kind behandeln: es muß die Speisen verschlucken, die es nicht mag.“

Hartmann prophezeite, daß man solche Kriegsdenkmäler, sobald die Revolution ausbräche, in die Luft sprengen würde, und daß Zeiten kommen können, wenn man überhaupt auf den Ruhm expansionistischer Reichsgründungen mit Verachtung zurückblicken würde. „Wirklich edle Völker“, meinte er, „waren nie erobernde.“ Die erstere Prophezeiung ging, wenn auch verspätet, mit der 1966er Sprengung der Nelsonsäule in Erfüllung, die letztere mit den weltweiten Protesten gegen die Kolumbusfeier im Jahr 1992. Der Gedanke, daß der Imperialismus nicht so ruhmreich war, erreicht allmählich selbst unerwartete Winkel. Auch wenn Mrs Thatcher weiterhin davon unbeleckt bleibt, hat Sir Patrick Mayhew, der Tory-Nordirlandsekretär, neulich zugegeben, daß Englands historische Beziehung zu Irland nicht immer „erbaulich“ gewesen sei.

Eoin Bourke